



„Im Winter hat das Sterben Hochkonjunktur“

Es gibt 1001 Weg, den Tod zu begehen. Nicht jeder ist legal, nicht jeder ist gern gesehen, aber an ihm führt keiner vorbei: dem Bestatter. Eine Reportage über den Tod und seinen Gehilfen - und darüber, dass nicht immer alles so ist, wie es scheint. Von Lan-Na Grosse

Es ist einer dieser schwülen Sommertage im Juni. Die diesigen Schleierwolken hängen tief über dem blassblauen Himmel von München - weiß-blau, wie es sich für Bayern gehört. Vorbei an kleinen Läden, die die stark befahrenen Straßen der Münchener Innenstadt säumen und um diese Zeit meist leer sind, eilen Menschen mit großen Sonnenbrillen über den heißen Asphalt, um endlich der Hitze der Stadt in Richtung Isar zu entfliehen. In die Schaufenster an ihrer Seite werfen sie höchstens flüchtige Blicke. Auch die Fensterfront der Hausnummer 45 - mitten zwischen Videoverleih und Asia-Imbiss - findet kaum Beachtung. Eine Tür, links und rechts ein Schaufenster, darin je ein großes Ölgemälde - abstrakte Kunst, über deren Qualität sich streiten lässt. Darüber ein Schild: „Angelis-Bestattung“. Durch die Glastür des Ladenlokals fallen die Strahlen der Nachmittagssonne auf den glatten Holzboden. In der rechten Ecke des quadratischen Raumes steht ein wuchtiger Tisch mit zugehörigen Sesseln im Biedermeierstil; auf dem Tisch steht ein ebenso wuchtiger Strauß von weißen Orchideen. Vollendet wird dieses Ensemble von einem meterhohen goldenen Kronleuchter, der, von Blütenranken und Ornamenten geschmückt, in der Mitte des Raumes hängt. Sonst ist der Raum beinahe leer. Diese Leere und die Stille, die über ihm liegt strahlen eine gediegene, fast edle Kälte aus. Sie bilden einen starken Kontrast zu der drückenden Hitze und dem Gewimmel von Menschen auf der anderen Seite der Fensterscheiben. Eigentlich wirkt alles hier wie aus einer anderen Zeit und will nicht so recht ins Hier und Jetzt passen. Aber symbolisiert nicht Vergangenes auch Vergänglichkeit und ist Vergänglichkeit nicht einfach ein anderes Wort für Tod?

Im Nacken blitzen eintätowierte Sterne hervor.

Der beste Job der Welt

Die Auseinandersetzung mit dem Tod fällt vielen Menschen nicht gerade leicht, wahrscheinlich, weil sie sie an die eigene Vergänglichkeit erinnert. Der Besuch eines Grabes, das Begehen einer Trauerfeier, der Anblick einer Leiche - all das sind Dinge, die sie so lange wie möglich von sich weisen möchten. Es gibt jedoch Menschen, die sich beruflich damit befassen. Tag für Tag, Jahr für Jahr. Daniell Schmid ist einer von ihnen. Jahrgang 1987, Auszubildender im dritten Lehrjahr, Berufsziel: Bestatter. So weit, so gut. Wenn er in seinem schwarzen Anzug, der „Berufsuniform“ der Bestatter, vor einem steht - mittelgroß,

schlank, mit einem sauber in Form gebrachten Dreitage-Bart - mag zunächst nur sein Alter irritieren. Warum entscheidet sich ein so junger Mensch dazu, den Tod zu seinem

Beruf zu machen? Erst auf den zweiten Blick fallen die beiden Piercings in der Unterlippe und die großen, runden Löcher in seinen Ohrläppchen auf. An seinem Nacken, fast verdeckt vom Kragen seines Sakkos, blitzen die Spitzen eintätowierter Sterne hervor. Es stellt sich die Frage, wie jemand, der den genauen Gegenentwurf eines klassischen Totengräbers verkörpert, diesen Weg einschlagen konnte. „Reiner Zufall. Eigentlich war ich mitten in der Ausbildung zum Dekorateur. Dann nahm mich ein Freund eines Tages mit in das Bestattungsunternehmen eines Bekannten und irgendwie hat das gepasst. Nachdem ich einige Monate als Aushilfe gearbeitet hatte, wurde ich als Azubi übernommen. Und ehrlich gesagt: Es ist der beste Job, den ich mir vorstellen kann.“ Daniells Entscheidung treffen nicht viele Menschen in Deutschland. In München gibt es derzeit außer ihm nur einen weiteren Auszubildenden. In seinem Jahrgang an der



Berufsschule in Bad Kissingen sind sie zu 120st. Obwohl die Schule in Deutschland die größte ihrer Art ist und es nur zwei weitere gibt, erlernen an ihr nur rund 300 SchülerInnen den Beruf der Bestattungsfachkraft. Die Wenigsten sind dabei so jung wie Daniell. Meist entscheiden sie sich erst spät, diesen Weg einzuschlagen; und meist sind sie männlich.

Die Konjunkturschwankungen des Sterbens

Heute ist es ruhig im Büro. Kein Mensch betritt den Laden, kein Telefon klingelt. Es ist kein guter Tag, um zu sterben. „Im Sommer ist nicht so viel zu tun. Da scheint die Sonne, die Menschen sind glücklich und sterben nicht so schnell. Im Winter sieht das anders aus. Die Kurve steigt im Herbst langsam an und fällt erst im Frühjahr wieder.“ Daniell sitzt alleine in dem großzügigen Büroraum, der über eine kleine Treppe am Ende des repräsentativen Laden-Entrees, vorbei an antiken Kerzenständern und ausgestellten Urnen, zu erreichen ist. Tief über einen Schreibtisch gebeugt heftet er Unterlagen ab. Sterbeunterlagen. Unterlagen, die eine Idee davon geben, wie die letzten Minuten im Leben eines Menschen ausgesehen haben, aber auch, wie nun die letzten Stunden im Kreise der Lieben begangen werden sollen - und was diese kosten werden. Den Wünschen der Hinterbliebenen sind dabei keine Grenzen gesetzt, ebenso wenig wie den Kosten, die dadurch anfallen. 1500 bis 2000 Euro kostet die billigste Form der Bestattung, die das Sozialamt übernimmt, sollten keine Angehörigen auszumachen sein oder diese sich nicht um die Beerdigung kümmern wollen. Im Normalfall kostet aber allein der Sarg schon mehr.

Hier bin ich tot, hier darf ich bleiben

Das Geschäft mit dem Sterben lohnt sich also. Und es ist krisensicher. Allein in München streiten sich daher rund 25 Betriebe um „Kundschaft“. Diese muss nicht immer deutsch sein und schon gar nicht christlich. Artikel 8 Absatz 3 des Bayerischen Bestattungsgesetzes verpflichtet die Gemeinden im Freistaat dazu, ihre EinwohnerInnen auf den Gemeindefriedhöfen zu bestatten. Dies gilt auch für AusländerInnen - egal, ob aus der EU oder nicht - und Angehörige anderen Glaubens, egal, ob muslimisch, jüdisch oder buddhistisch. Im Klartext: Alle, die in Deutschland leben,

können hier auch ihre „letzte Ruhe“ finden, müssen aber nicht. Und so kommt es, dass Daniell in seinen drei Jahren Berufserfahrung noch niemals zu MuslimInnen, JüdInnen oder BuddhistInnen gerufen

wurde. „Einmal hatte ich einen Freimaurer und einmal einen Zeugen Jehovas. Da waren die Unterschiede aber nicht so groß. Grundsätzlich ist es aber so, dass wir im Falle eines Falles nur das Nötigste erledigen

dürften, schließlich sind wir nicht Teil ihres Glaubens. Totenwaschung, Gebet oder Auswahl des Grabes würde dann wohl ein Gemeindemitglied übernehmen.“ Diesen Service bieten in München zumindest die islamische und die jüdische Gemeinde an. Teil des Paketes ist ein Grabplatz auf dem eigenen Friedhof beziehungsweise auf dem gemeindeeigenen Gräberfeld. Dieser ist dann frei von anderen religiösen Symbolen und, beispielsweise, nach Mekka ausgerichtet. Allerdings gehen Schätzungen davon aus, dass etwa 70-90 Prozent der hier lebenden beziehungsweise sterbenden MigrantInnen nach ihrem Tod von Verwandten ins Herkunftsland überführt werden. Genaue Zahlen gibt es jedoch nicht. Die zuständige städtische Friedhofsverwaltung führt dazu zwar eine Statistik, diese unterscheidet jedoch nicht zwischen einer Überführung nach Osnabrück oder nach Orlando.

Gleiches gilt für Menschen, die niemals offiziell hier gelebt haben. Menschen, die nur auf der Durchreise waren oder „illegal“ hier gelebt haben. „Im Normalfall werden auch die in ihre Heimat gebracht. Sozialamt und Konsulat klären dann, ob Verwandte sich darum kümmern oder die Kosten der Überführung übernommen werden können. Wenn nicht, werden sie möglichst billig hier bestattet.“ Daniell lehnt sich in seinem Bürostuhl zurück und trinkt einen Schluck koffeinhaltiger Brause. Er weiß das alles ganz genau, schließlich beginnen in genau zehn Tagen seine Abschlussprüfungen. Dann müssen anatomische und pathologische Fachbegriffe, rechtliche Rahmenbedingungen und behördliche Abläufe sitzen; er wird eine Gesprächssituation mit Angehörigen simulieren und eine „praktische Prüfung“ ablegen müssen - wie diese aussehen wird, bleibt an dieser Stelle der Phantasie überlassen. Und danach? Wird er zum städtischen Bestattungsdienst - in München übrigens ebenso privatisiert wie manch städtisches Krankenhaus - wechseln, „die zahlen besser“.



Lan-Na Grosse
ist Mitarbeiterin des
Bayerischen Flüchtlingsrats. Sie studiert
Politikwissenschaft,
Psychologie und
Sinologie.

Das Leben findet im Hier und Jetzt statt.



Ein Leben nach dem Tod

In München sterben jährlich rund 10.000 Menschen - mal einige Hundert mehr, mal einige weniger - 10.500 waren es 2008. Und damit liegt München ganz im Durchschnitt der bundesdeutschen Statistik, denn hier stirbt jährlich rund ein Prozent der Bevölkerung. Viele Dutzend von ihnen hat Daniell schon „unter die Erde gebracht“. Immer mit Anstand, Würde und Verständnis für die Trauer der Angehörigen, aber niemals mit zuviel Anteilnahme. „Sonst kann man den Job nicht lange machen, wenn man das zu sehr an sich rankommen lässt.“ Nur einmal, als er gerufen wurde, ein junges Mädchen abzuholen, welches im Urlaub mit FreundInnen bei einem Autounfall ums Leben kam, musste er um Fassung ringen. Das Leid der Angehörigen und die Altersnähe waren einfach zuviel.

Daniell dreht sich eine Zigarette, zündet sie mit einem Streichholz an und rümpft kurz die Nase. Auf der Streichholzschachtel, die auf dem Tresen der betriebseigenen Küche liegt, steht groß: „Too drunk

to fuck“. Die Schachtel hat er von seinem zweiten Arbeitgeber, einem bekannten Münchener Elektro-Club. Dort arbeitet er an der Garderobe. Seit Jahren, nebenbei, nachts am Wochenende. Von 23 Uhr bis manchmal 8 Uhr in der Früh. Er schafft es ganz gut, Leben und Tod unter einen Hut zu bringen; Menschen im Tod zu begleiten, ist eben auch nur ein Job. Ob er schon einmal über seine eigene Beerdigung nachgedacht hat? „Nein. Warum auch?“ Ja, warum eigentlich - schließlich findet das Leben im Hier und Jetzt statt.<